



Nr. 52.

Dienstag, den 3. März 1908.

23. Jahrgang.

Zur linken Hand.

Roman von Uriola Zöge von Manteuffel.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

17.

Es war Frühling geworden. Lore hatte sich als anregende Gefährtin der Einsamkeit bewährt, sich im Haus und Dorf nützlich gemacht, mit Flore musiziert, gelesen und gearbeitet, und mit Harry gespielt. Unter ihrer erfahrenen Hand war mancher Schneemann entstanden, ihr scharfes Auge hatte die ersten Schneeglöckchen und Veilchen entdeckt und dem kleinen Nessen hatte sie es beigebracht, daß es ritterliche Sohnespflicht sei, der Mama ganze Hände voll dieser Frühlingsboten abzusupfen. Allmählich war sie auch heiter und frohgemut geworden, wenn sie auch hin und wieder an grüblerischen Stimmungen zu leiden schien. Doch Flore beirrte das nicht. Es muß einmal ja noch alles gut werden!

Wenn Lore gehofft hatte, ihre Schwester von der Gesellschaft der Lindenbach zu befreien, so sah sie bald ein, daß dies leichter geplant wie auszuführen war. Diese anhängliche Person ließ sich nicht weggranen und besah in der Tat das Talent, völlig unsichtbar zu bleiben, wenn es sein mußte. So war sie schwer zu fassen und bei den Mahlzeiten hatte Lore einen Streit vom Tische brechen müssen, um das bescheidene Dämchen aus ihrer musterhaften Zurückhaltung aufzurütteln. Denn der Lindenbach lag viel daran, gerade jetzt sehr bescheiden und sehr musterhaft aufzutreten und möglichst wenig in den Salons gesehen zu werden — sie hatte ihre Gründe dafür.

Die Schwestern waren in der Tat glücklich miteinander — das tägliche Stilleben brachte doch Abwechslungen genug und Kindheits Erinnerungen waren ein unerschöpfliches Thema — aber zwei Dinge wurden zwischen ihnen in all dem Wechsel der Zeiten nicht berührt und das waren erstens „Lores Privatangelegenheiten“, und sodann der merkwürdige Umstand, daß Flore mit ihrem Mann keinen Briefwechsel unterhielt. Es war in der Tat nur einmal von ihm ein eiliger, eine notwendige Geschäftsfrage behandelt worden, wobei sie auch nicht unterließ, ihm vom Besuch der Schwestern und Harrys Besinden, nach welchem er garnicht gefragt hatte, Mitteilung zu machen. Das war im März gewesen, — seitdem war kein Brief wieder erschienen, noch abgegangen. Lore hatte sich bei dem Grimm, den sie gegen das Fräulein empfand, gern überzeugt gehalten, die Lindenbach habe sämtliche Briefe Graf Eberhards unterschlagen — aber dann hatte doch Flore Unruhe über das Ausbleiben derselben gezeigt oder ihm mahnend geschrieben. Aber es schien fast, als erwarte sie es nicht anders und sei diesen Zustand völliger Abtrennung gewöhnt. Dem sei wie ihm wolle, so lange Flore ihr den Gefallen tut, Fräulein Brenden nicht zu erwähnen, wird auch sie der Schwester durch keine Frage lästig fallen.

Die Landeszeitung, welche von der Lindenbach stets dienstbeflissen neben den Platz der Hausfrau auf den Kaffeetisch gelegt wurde, brachte indessen fast in jeder Nummer so ergiebige Hofnachrichten, daß über Verbleib und Erlebnisse des Prinzen Carl Otto kein Zweifel herrschen konnte. Es war alles programmäßig verlaufen. Im Januar und Februar war die

ganze herzogliche Familie in Nizza, um den Kranken vereinigt gewesen. Ein fantasievoller Korrespondent brachte über dem und unter dem Strich eine Serie Plaudereien betitelt „Spaziergänge am Mittelmeer“. — Es schienen dies ganz speziell die Spaziergänge der Frau Erbprinzen-Witwe und ihres erlauch-ten Schwagers Carl Otto zu sein.

Flore konnte eine immer wieder aufsteigende, schmerzliche Bitterkeit nicht hindern — es war schwer, sich so vollständig vergessen zu wissen — aber die trostlose Verzweiflung früherer Zeiten war das nicht mehr. Sie vermochte es, sich so loszulösen vom eigenen Selbst, daß für sie jetzt das Schicksal der Schwester in den Vordergrund trat. Sie schrieb und empfing noch mehrere Briefe, von denen Lore nichts wissen durfte.

Mit Nachbarn hatten sie sich nicht sehr oft gesehen. Hin und wieder die Geiers, wenn die Anwesenheit der Wesselschen Damen Sonntags im Nachbar-Kirchstuhl entdeckt wurde, wo dann immer darauf gedrungen wurde, sie möchten zum Essen dort bleiben. Die Familie hatte sich nun über Ebi's Mißgeschick beruhigt und fing an, diesen Schlussandal als das größte Glück zu empfinden, welches ihm passieren konnte. Die Scheidung war im Gange, da man den Aufenthalt der Frau entdeckt hatte. Ebi hatte sich zuerst gebärdet wie ein Nasender, hatte jeder Schwester einzeln geschworen, er werde jenen „Kerl“ fordern, um sich dann von den geängsteten Komtessen überzeugen zu lassen, daß „jener Kerl“ garnicht „satisfaktionsfähig“ sei. Darauf hatte er erklärt, er werde ihn mit der Reitpeitsche züchtigen — aber damit war auch sein Vorrat an energischem Wollen völlig erschöpft, denn er versiel in völlige Indolenz und ließ die Dinge ihren Lauf nehmen. Seine Lage hatte sich insofern gebessert, als er nicht mehr in der Verbannung auf dem Vorwerk, sondern bei den Eltern im Schloß lebte, wo er seinem Vater die Pfeife stopfte, die Flinten putzte und die Jagdhunde dressierte. Das Kind wurde von den fünf Tanten verzogen und war plötzlich der allgemeine Liebling — bisher ein halb geachtet Wesen. Also auch hier Verbesserung der Lebenslage.

Flore hatte indessen andere Verbesserungen bewirkt, indem sie den Wesseler Kirchstuhl renovieren ließ. Nach eingehender Beratung mit dem Direktor Wiedemann, einem freundlich gesinnten und dabei energischen Mann, war beschloffen und ausgeführt worden, daß jeden Sonntag ein mit Eichen versehener großer Leiterwagen die Alten der Wesseler Gemeinde nach Trenka zur Kirche fahren sollte. Die Einrichtung machte ihr Freude — aber sie sann noch weiter und erwog die Möglichkeit, in Wessel selbst ein Kirchlein zu bauen. In diesem einmal geweckten Gedanken lag, das fühlte sie, der Keim für künftige trostbringende Tätigkeit und heilsames Anwenden von persönlicher Not. Er wird wachsen und sich entfalten, und wenn die zu dem Zweck in anderen Gemeinden angestellten Sammlungen beginnen und zusammenrinnen gleich Bächlein, bis daß ein Bach daraus werde, so wird dies Wünschen und Wirken wieder ein neues Interesse, ein Band sein, welches sie

mit dem Ort verbindet, der nun einmal ihre und ihres Sohnes Heimat geworden.

Sie stand im goldenen Frühlingsganz eines Maitage an der Ballustrade der großen, nach dem schattigen Park gelegenen Veranda und war ganz in diese Gedanken verloren. Ein elfenbeinweißes weiches Kleid von ächt indischem Kaschmir und ein großer, weißer, mit weißem frischem Flieder geschmückter Hut gaben der ganzen, idealen Gestalt etwas ungemein Frühlingshaftes und der sinnende Ausdruck des halb abgewandten Gesichtes mit diesen langbewimperten, dunklen Augen erhöhte den poetischen Zauber des ganzen Bildes, dem die, mit Clematis und Kletterrosen bewachsenen schlanken Pfeiler als anmutiger Rahmen dienten. Lore, welche im Hintergrund der geräumigen Gartenhalle auf einem Rohrstuhl saß, die Hände in die Kniee gefaltet, betrachtete die Schwester unverwandt.

„Weißt Du, Flore, es ist doch eigentlich eine tolle Sache wie schön Du bist!“

„Ach geh — das ist albern!“

„Nein, es ist Faktum. Man mag Dich ansehen von oben bis unten, von rechts und links, da ist nichts an Dir, was das kritischste Auge anders wünschen dürfte. Hat Dir das Dein Mann nicht auch schon gesagt?“

Flore senkte ein wenig.

„Wohl hundertmal. Ja!“ — sagte sie dann.

„Während ich dagegen“ — Lore zog einen Taschenspiegel hervor und betrachtete sich kopfschüttelnd — „Gestalt passabel, aber etwas zu hager, Haar üppig, aber etwas zu kraus — Gesicht natürlich bereits von der Sonne verbrannt, könnte hübsch sein, wenn eben just dies und jenes klappte — so ist hier was zu kurz, dort etwas zu lang, — Schade, sagen die Leute, sie könnte ein schönes Mädchen sein, wenn — ja dies fatale kleine Wenn!“

Flore schüttelte den Kopf.

„Wie gern tauchte ich mit Dir. Glaube mir, Du bist unendlich fesselnder wie ich. Ich kann mir nämlich schon denken, worauf Deine ganze Betrachtung hinausläuft.“

„Kannst Du?“ — Lore sah etwas trotzig vor sich hin —

„Na ja . . . es ist aber so. Es wäre ein Unsinn, sich einbilden zu wollen, daß jemand, der Dich gekannt und geliebt hat . . . Dich je vergessen könnte.“

„Du wirst mit der Zeit schon daran glauben lernen!“

„Weshalb sagst Du das so bestimmt?“ — fragte Lore mißtrauisch.

Flore lächelte siegesicher.

„Weil Du Dich davon überzeugen wirst, wenn wir im Juni nach Premkau reisen. Ja! — Unterbrich mich nicht. Harry und ich wollen zum „Großpapa“ — das ist so natürlich. Bei dieser Gelegenheit wirst Du einsehen lernen, daß Deine romanhafte Furcht völlig unbegründet war. Du sagtest mir: Fröhlich wird Dich eines Tages wiedersehen und an dem Tage werde ich froh sein, daß ich nicht seine Frau bin. Ich denke, Du sollst im Gegenteil bedauern, ihm nicht schon längst Dein Jawort gegeben zu haben.“

Lore zog die schwarzen Brauen zusammen und sagte, ohne aufzusehen:

„Weißt Du, solche Experimente laß lieber bleiben!“

„Liebes Herz, soll ich künftighin auf jeden Besuch bei den Eltern verzichten, weil Fröhlich wieder in Premkau steht? Dieser Winter hat mich in so nahe Verbindung mit dem ganzen lieben Marmelhaus gebracht, daß ich mich recht nach dem Marmelhaus sehne. Wir werden dort Mama's Geburtstag am 22. Juni zusammen feiern — und ich hoffe von ganzem Herzen, Du wirst den Eltern an dem Tage eine große Freude bereiten!“

„Källt mir garnicht ein . . . je mehr ich hierüber nachgedacht habe, desto klarer ist es mir geworden, daß mir jede Befähigung zum Opferlamm abgeht.“

Sie sprach in einiger Erregung und Flore sagte nichts mehr dazu. Ihre Aufmerksamkeit wurde durch das Rollen eines Wagens in der Kastanienallee drüben erweckt. „Nachbarbesuch“ — murmelte sie etwas kleinlaut — „und ich wollte doch zur kranken Försterin, um ihr die Flasche Himbeerjast und Backobst zu bringen!“

Lore erhob sich.

„Und da ich nicht in der Stimmung bin, Frau von Nebdern liebenswürdig zu begrüßen, so werde ich dies besorgen und — bin schon fort!“

Sie ging elastisch, ihren Hut am Wande schwenkend ins Wohnzimmer und von diesem einen in die Küchenräume führenden Gang herab. Aber die Köchin konnte ihr nicht geben, was sie verlangte, dazu mußte die Lindenschmidt geholt werden. Sehr gegen ihren Willen empfing Lore aus den Händen des Fräuleins in der großen Vorratskammer Flasche, Säcken mit Backobst und ein Körbchen, um Weibes hineinzulegen, als die Türe des Speisegewölbes etwas hastig geöffnet wurde und die

junge Gräfin selbst, noch atemlos von schnellem Gehen, da stand. Augencheinlich bemerkte sie das Fräulein nicht, welches sich, einem unfehlbaren Instinkt folgend, hinter zwei mächtigen Säulen zu schaffern machte.

„Lore — gut, daß ich Dich noch treffe . . . Du mußt nicht gehen . . . bleibe —“

„Was ist denn passiert? — Weshalb bist Du so aufgeregter?“

„Denke Dir nur . . . Fröhlich Brenden ist eben angekommen!“

Ob nun Lore's scharfer Blick dieses bereits in dem Gesicht der Schwester gelesen oder ob sie über ungewöhnliche Selbstbeherrschung verfügte, genug, sie suchte nur die Achseln und verneigte sich:

„So? — Das geht mich absolut nichts an, wer Dich besucht. Ihr werdet Euch allein viel besser unterhalten. Ich gehe!“

„Lore!“ rief die Andere vorwurfsvoll.

Jetzt stieg der verhaltene Groll im Herzen der Jüngeren mächtig empor, das Blut schoß heiß in ihre Wangen. Ein scharfer Schmerz, der bisher wie unter Betäubung in ihr geschlummert hatte, erwachte zu peinvoll klarem Bewußtsein.

Sie wandte sich heftig um:

„Du hast ihn eingeladen! — Schäm' Dich! — Das hätte ich nicht von Dir gedacht!“

Hier hielt das bescheidene Fräulein es für angebracht, sich hinter dem Guckensack zu erheben und leise zu räuspern, aber während Flore einen unruhigen Blick nach ihr warf, war Lore viel zu erregt, um sie zu beachten:

„Jawohl hast Du ihn eingeladen . . . und das ist Unrecht von Dir . . . und nun tue, was Du willst, aber verlange nur nicht, daß ich Zeugin Eures Wiedersehens sein soll — daß ich dabei sitzen soll und es mit ansehen soll, wie er Dich — wie Du ihn . . .“ Hier legte sich Flores Hand auf ihren Mund. „Aber Lore! — Du bist ja außer Dir! Du weißt nicht, was Du sprichst!“ sagte sie beschwichtigend, „komme nur und sei vernünftig!“

„Vernünftig! Vernünftig — oh ja, das ist ein liebes Wort!“ — stieß die Andere leidenschaftlich hervor — „ich hasse es! . . . Warst denn Du vernünftig?“

„Ich weiß wirklich nicht, was Fräulein Malve von Dir denken soll!“ sagte Flore ernstlich verstimmt.

Bei Nennung dieses Namens fuhr Lore herum und starrte das völlig vergessene, verhaßte Fräulein an. Dieses aber schob bedächtig eine kleine Stehtreppe an die Wand, um den großen Sack gebürstete Birnen wieder an seinen Nagel zu hängen. „Oh, bitte,“ flüpfte sie dabei, „ich bin mit der Vorgeschichte bekannt genug, um mir eben gerade das Richtige zu denken, und verstehe Fräulein von Tosty so gut!“

Flore fühlte, wie ihr ein kaltes Frösteln über den Rücken kroch, sie war erblaßt, während Lore mit heißem Kopf, hochatmend, da stand. Wie ein Blitz durchfuhr sie die Gewißheit dessen, was sie angerichtet hatte — und ebenso blitzschnell der heroische Entschluß, gut zu machen! Sie, welche die Schwester befreien wollte von der lästigen Gegenwart einer Hordherin im Hause, sollte just die sein, die dieser Feindin in die Hände arbeitet? — Sie maß die Lindenschmidt von oben bis unten mit einem verachtungsvollen Blick:

„Ich verbitte mir Ihre Sympathie, um so mehr, als Sie keine Ahnung zu haben scheinen, um was es sich handelt. Komm, Flore, ich werde Fröhlich begrüßen!“

Die schwere gewölbte Türe schloß sich hinter den Schwestern — das Fräulein blieb allein — und durfte ihrer zornigen Erregung Luft machen — sie fuhr zwischen den großen Mehlkasten, Säcken und Säcken herum und suchte wie eine kleine, graue Rabe. Sie haßte diese temperamentvolle Schwester der Gräfin mit ihrer ganzen kleinen engen Seele, und es tat ihr wohl, diesen Gefühlen in unverständlichem Gemurmel Luft zu machen. Aber viel Zeit blieb ihr nicht, sie hatte jetzt alle Ohren, die ihr zur Verfügung standen, aufzuhalten. So schloß sie das Gewölbe ab und ging nebenan in eine kleine Speisekammer, wo Eingemachtes, Säfte, Speisereste und Selterswasser aufbewahrt wurde und Glas und Porzellan bis zur Decke herauf, zierlich geordnet stand. Hier arrangierte sie mit behender Geschicklichkeit einen eleganten „Herrenimbiss“, zarte, mit Lachsfilets belegte Bröckchen, etwas kaltes Geflügel, Wein und Selterswasser. Sie war gerade mit der appetitlichen Platte fertig, als der Diener eilig eintrat.

„Die Gräfin befaßt Erfrischungen!“

„Ist schon! — Sie waren wohl zugegen, wie der Besuch kam, Johann? — Wer ist's?“

„Ein junger Herr . . . kenne ihn nicht. Muß ein Vetter sein — sie nennen ihn Du . . . oder ist's ein Verehrer vom Fräulein!“

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Je kultivierter die Vernunft ist, die sich mit der Absicht auf den Genuß des Lebens und der Glückseligkeit abgibt, desto weiter kommt der Mensch von der wahren Zufriedenheit ab.

Kant.

Die große Sünde.

Erzählung von Anna Hartenstein.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Was — er kann das Latein nicht zwingen, obgleich mit ihm bis aufs Blut ringe? Was ich will, kann ich! mildernde Umstände gab es für den Oberjustizrat nicht. Laß mich Landwirt werden, Vater. Von der Scholle weg war einst ein Hiemer mitten zwischen die Pandeekten und Akten gesprungen. Das war sehr lange her. In Kurt regte sich das Bauernblut. Das wogende Korn auf dem Felde, die saubere Kinderstube der jungen Kartoffelpflanzen waren ihm wichtiger als Cicero. Vater Hiemer lachte, und die gescheiten Schwestern lachten: „Dann fährst du mit dem Mistwagen und heiratest eine Bauernmagd, und wenn wir dich besuchen, müssen erst die Ferkel vom Sofa verjagt werden. Verrückt — ein Hiemer, der nicht Jurist werden wollte.“ Und sie banden ihn mit tausend Ketten an die Bücher vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Und die gescheiten Schwestern paulten mit ihm Latein und Mathematik. Wehe ihm, wenn sein sehrender Blick aufflog, hin über die weiten Felder und nach dem lichten hohen Himmel.

„Du,“ sagte Erna und schaute mit glänzenden Augen in die Sternennendlichkeit — „du, weißt du was, wir brennen ihnen durch —“

Da klopfte ihm das Herz stärker, wenn sie mit fliegenden Worten Pläne entwarf. Ihre Phantasie spannte die Flügel aus und trug ihn mit in weite Fernen. Wohin? Fräulein Aler war jetzt manchmal fast erstaunt über Ernas geographische Kenntnisse. — Aber dann schüttelte Kurt Hiemer den Kopf. Nein, das war Torheit. Betteln? Zigeunern? Und dann als Vagabunden aufgegriffen und per Schub zurückgebracht werden?

Erna sah ihren Freund scheu von der Seite an. Nein — er hatte recht. Ihr hätte es ja nichts gemacht, Lügen, Stehlen für ihn müßte Wonne sein, und sie hätte ihn schon sicher in das glückliche Land gebracht. Aber er — seine Seele war so ehrlich, so sauber, kein Schmuckstücken durfte an ihn kommen. Hoffnungslos sank sie in sich zusammen mit hängenden Schultern. So mußten sie denn dies Leben voll dunkler Furcht weiter schleppen. Wie lange? Bei dieser Frage sahen sie einander mit bangem Grauen in die Augen.

Hedchen hatte ihr Geheimnis ausspioniert und verraten. Und am andern Morgen wußte es schon die Töchterchule. Und die Lehrer des Gymnasiums standen mit ernsten strengen Mienen beieinander: „Solch ein Skandal, der Mensch mußte das consilium abeundi erhalten!“

Sein Vater schlug ihn ins Gesicht: „Heimliche Liebshäften — du Lump —“

Leichensahl stand der junge Mensch da, in den Augen ein unheimliches Glähen. Liebshäften? Jetzt erst faßte er das Wort. Pfui Teufel, wie gemein die Menschen in allem das Schlechte suchen. Hatte der Mond ihnen nicht in die Herzen hineingeleuchtet bis in die geheimsten Tiefen — wo stand da das häßliche Wort Liebshäften? „Vater, ich bin kein Lump, aber ihr, ihr könnt mich dazu machen.“

„Schweig! Jetzt sollst du erst fühlen, was Zucht ist, Bursche!“

Und Ernas Vater saß mit bleichem Gesicht und hart zusammengepressten Brauen am Schreibtisch und schrieb an die Direktion einer Besserungsanstalt für Mädchen. Die Schande mußte aus dem Hause.

Und aus der Schule. Fräulein Aler brauchte sich in der Konferenz gar nicht darüber zu ereifern — einstimmig wurde der Antrag angenommen.

Selbst Tina Elsner sagte traurig: „Erna, wie konntest du nur —“

In der Untersekunda aber stieß Kerts Nachbar ihn an: „Du bist ein Esel, daß ihr euch habt erwischt lassen.“

Da trampften sich dem jungen Wiemichen die Hände zusammen. Der Esel erstickte ihn fast. In den dunklen Augen stand ein harter Entschluß —

Nun war es ihnen doch noch einmal geglückt. Durch die Nacht verhallten die Mitternachtsgloden. Der Herbstwind lief mit schweremütigem Singen über das Feld. In dem Gebüsch löste sich ganz leise ein Blatt um das andere und sank als ein feiner, silberner Schmutz im Mondlichte gleißend auf die jungen Menschenhänder.

„In eine Besserungsanstalt, stell' dir das vor, Kurt,“ — ein Schauern ging durch den schwächlichen Mädchenleib — „nein, nein, ich geh' ins Wasser, ich tu's, Kurt! Dann bin ich frei! Dann können sie mich nicht mehr schlagen. Dann liege ich nicht vor Hunger die halbe Nacht wach. Dann brauche ich nicht mehr zu lügen, dann ist in meiner Seele alles wahr und klar. Das Wasser ist weich und nimmt mich in seine kühlen Arme wie eine Mutter.“ Ein irres Feuer, eine wilde Freude sprang aus ihren Augen.

„Ich gehe mit dir, sagte er hart und ruhig. Schau —“ in der Hand, die er aus der Tasche zog, blitzte etwas im Mondlicht.

Mit heißer Freude griff sie danach. Doch wieder rann das Grauen durch ihre Glieder, als sie das kleine blühende Ding an die Schläfe setzte, als strömte seine Eiseskälte ihr jäh durch alle Adern. Ihr junges Leben bäumte sich auf gegen die drohende Vernichtung. „Tut es weh, Kurt?“

„Nein, es ist nur wie ein Stoß gegen eine verschlossene Tür. Die springt auf, und deine Seele ist frei.“

„Frei!“ jauchzte sie auf. „Schau“ — sie streckte den Arm aus nach dem Himmel; feines, zartes Gewölk umschwebte wie lichte, himmlische Gestalten die abnehmende Mondsichel — „schau, die Engel kommen schon und wollen uns zum lieben Gott führen —“

Da nahm er ihr heftig die Waffe aus der Hand. Ein ploßliches, schweres Bedenken beugte ihm das Haupt. „Und was wird Gott sagen? Schämt euch! Ihr seid feige davongelaufen, euch kann ich nicht brauchen —“

„Nein — nein!“ In Herzensqual umklammerte sie seinen Arm. Große Tränen rannen über ihr bleiches Gesicht. „Kurt, wir wollen bitten: Lieber Gott, sei uns nicht böse. Aber wir konnten uns nicht mehr zurecht finden. Gib uns ein warmes Plätzchen, wo unser Herz nicht mehr friert, und wenn es das allerleichte in deinem schönen Himmel ist. Und gib uns ein bißchen Liebe, du lieber Gott. Und wir wollen still und wahrhaftig sein. Vater, vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern — erlöse uns von dem Uebel. Hörst du nichts, Kurt?“ — Sie tauchte in wildem Entsetzen in die Nacht hinaus. — „Schnell, schnell, Kurt, ehe sie kommen! Bitte, bitte, stoß geschwind die Tür auf.“ —

Fräulein Aler stand auf dem Katheder. Heiße Tränen strömten über das harte, verblühte Gesicht. Das Schluchzen zerhackte ihre Worte: — O, über diese furchtbare Sünde! „Kinder, wir wollen beten, daß Gott der Herr ihren armen, verwirrten Seelen gnädig sei und ihnen den Frevel, diese große, große Sünde vergebe.“

Nur Tina Elsner beugte das Haupt nicht. Mit brennender, quälender Frage in den heißen, trockenen Augen starrte sie in Fräulein Alers Gesicht: Wer hat sie getan, die große Sünde?

Gefunden.

Skizze von Helmut H. Hermann.

(Nachdruck verboten.)

Bis zu der Höhe, da man das ganze Tal zu seinen Füßen liegen sah, waren sie schweigend Seite an Seite gegangen. Hier verhielten sie beide wie in unausgesprochenem Einverständnis die Schritte, und ihre Blicke schweiften über das entzückende Landschaftsbild, über das Dörfchen inmitten wogender Kornfelder und saftgrüner Wiesen, über den Wald dahinter und die Berge, die wie ein schmaler, lichtblauer Streif über dem Wipfeln der Bäume sichtbar wurden.

So friedlich, so köstlich still und ruhig war es, daß er seine für gewöhnlich ein wenig laute und polternde Stimme unwillkürlich dämpfte, als er zu sprechen begann.

„Die Heimat!“ sagte er wie traumbefangen. „Fräulein Elsriede, seit zehn Jahren hat dieses Bild vor meinen

Augen gestanden, seit zehn Jahren trage ich die Sehnsucht im Herzen, es wiederzusehen. Heimweh! Ich vermag es Ihnen nicht zu sagen, was ich darunter gelitten — wie ich dagegen gekämpft habe. Bis es schließlich stärker gewesen ist als ich, bis es mich so heimtückisch am Herzen gepackt und gerissen hat, daß ich mir keine andere Rettung mehr wußte, als Hals über Kopf hierherzukommen.

Sie sah ihn nicht an, während sie leise erwiderte:

„Und warum sind Sie nicht früher gekommen, Herr Starnhofer? Warum haben Sie so lange gegen dieses Heimweh gekämpft?“

„Warum ich nicht gekommen bin?“ Er nahm den mächtigen Kalabreser vom Kopfe und fuhr sich mit der Hand über das dunkle, wellige Haar. „Weil ich mich gesündigt habe, Elfriede! Ja, der Wahrheit die Ehre — ich habe mich gesündigt. Habe eine ganz mörderische Angst gehabt, daß es mich nachher nicht mehr loslassen — daß mich die Heimat halten würde. Und noch vor einigem anderen habe ich mich ein wenig gescheut. So zum Beispiel wußte ich nicht recht, welchen Empfang ich auf dem Gutshof von Ampling finden würde. Das böse Gewissen drückte mich, Fräulein Elfriede. Ich hatte mich doch recht häßlich und undankbar gegen Ihre Eltern kenommen, und ich bin tief beschämt, daß man mich trotzdem so freundlich aufgenommen.“

„Und dann — meine Frau wollte nicht her.“

Ein feines Rot stieg in die Wangen des Mädchens, und der seine Kopf mit der schweren Masse schimmernden Blondhaars senkte sich noch ein wenig tiefer. Aber sie gab keine Antwort, und er fuhr fort zu sprechen. Fast wie ein Bekenntnis klang es, was er sagte.

„Wir sind von Stadt zu Stadt gereist, ohne Rast, ohne Ruh. Von Paris nach Berlin, von Berlin nach München, von München nach Paris. Eine fortwährende Jagd nach Zerstreuungen, nach rauschenden Vergnügungen — nach Befriedigung. Und in den Pausen, die wir machten, mußte ich arbeiten, arbeiten Tag und Nacht, denn unser Leben kostete viel Geld. Mein Gott, ich verdiente viel, man kaufte meine Bilder gern, und ich wurde gut bezahlt. Sparen habe ich freilich nichts können, aber ich vermochte dafür meiner Frau ein Leben nach ihrem Geschmack zu geben. Bis dann das Unglück kam, bis Marietta starb. Da habe ich das Reisen freilich aufgegeben. In München habe ich nur noch meiner Arbeit gelebt, und schließlich — schließlich habe ich mich auf die Bahn gesetzt und bin hierhergefahren.“

„Und haben Sie sie bei diesem Leben gefunden — die Befriedigung?“

Es dauerte merkwürdig lange, bis er erwiderte. Aber sie hätte ihn nur anzusehen brauchen, um die Antwort zu erhalten auf ihre Frage. Vor zehn Jahren, da blickte er nicht so müde — da waren sie nicht um Mund und Augen, diese wie von einem feinen Griffel eingezeichneten Linien.

„Befriedigung? Ich weiß nicht recht, Fräulein Elfriede. Ich glaube, ich bin nicht sehr weit über das Suchen darnach herausgekommen. So recht heimisch habe ich mich doch nie fühlen können auf dem Parkett der Salons, bei den liebenswürdigen Phrasen und höflichen Redensarten dieser Menschen, die mir allezeit innerlich fremd blieben, und es war eine Unrast in mir, eine Sehnsucht, der ich keinen Namen zu geben wußte — bis heute.“

„Und Ihre Kunst?“

Da brach es plötzlich wie ein leidenschaftlicher Aufschrei aus seiner Brust.

„Meine Kunst! Herr im Himmel, wie ich es hasse, dieses Wort — meine Kunst! Lesen Sie doch einmal die Zeitungen, die Kritiken über meine Bilder gebracht haben, Fräulein Elfriede. — fragen Sie einen Menschen, der etwas versteht, ob ich ein Künstler bin! Ritsch, was ich male — nichts als Ritsch! Glende Mache, die das Publikum kauft, weil es nun einmal rosige Gesichtchen und schöne Frauenleiber, überzuckerte Schönheiten lieber in seine Salons hängt, als Erzeugnisse einer echten Kunst, die sich in weniger verschwärmtem Gewande zeigen! Den Künstlertraum — den habe ich lange begraben — der ist tot! Und ich bin in der letzten Zeit sehr ernstlich mit mir zu Rade gegangen, ob ich den Pinsel nicht lieber ganz aus der Hand legen soll. Was haben mir die getan, die mir vor mehr als einem Jahrzehnt sagten, ich sei zum Künstler berufen! Sie haben mir das Leben verdorben, haben mich zum elendesten

Menschen gemacht. Vielleicht, daß ich als Landmann oder dergleichen etwas ganz Nützliches geworden wäre, zum Künstler aber taugt ich nicht.“

Die Blut auf ihren Wangen hatte sich noch um ein wenig vertieft, und so angelegentlich blickte sie auf das Dörschen hinunter, als sähe sie die roten Ziegelbächer und sauberen, weißgestrichenen Mauern zum ersten Male. Sie hatte ihn nicht unterbrochen; jetzt aber sagte sie leise:

„Was man über Ihre Arbeiten geschrieben, das weiß ich, Herr Starnhofer. Und ich habe es gewußt, daß es so kommen würde, als Sie von hier fortgingen.“

„Sie haben es gewußt? — Elfriede — Sie haben es gewußt? Und Sie haben mir kein warnendes Wort mit auf den Weg gegeben?“

Sie schüttelte leise den Kopf.

„Wie hätte ich das gekonnt? Und hätten Sie denn auf mich gehört? Auf das blutjunge Ding, das ja doch von Gott und der Welt nichts wußte? Ja, ich habe es gewußt. Denn ich kenne Sie besser, Herbert, als Sie sich selber kennen. Sie waren ein Künstler, ein echter Künstler, solange Sie die heimatischen Landschaften malten — solange Sie darstellten, was Ihnen doch so sehr ans Herz gewachsen war, worin Ihr Empfinden wurzelte! Mit Ihrer Heimat waren Sie eins, hier waren Sie in Ihrem Element, hier konnten Sie darstellen, was Sie liebten und bis in seine geheimsten Tiefen erfasst hatten. Und daran, daß Sie an sich irre geworden sind, sind die schuld, die Sie von hier vertrieben, die Ihr Schaffen in andere, falsche Bahnen lenkten.“

Sie hatte sich immer mehr in lebhaftere Erregung hineingeprochen, und bei ihren letzten Worten hob sie den Blick, um ihn anzusehen. Und da begegnete sie seinen Augen — Augen, die wie in freudigem Bangen auf ihr Gesicht gerichtet waren, die die Worte von ihren Lippen zu trinken schienen.

Bewirrt wandte sie sich ab. Er aber ergriff ihre Hand.

„Ja, ja, Fräulein Elfriede — Sie sprechen die Wahrheit, die Wahrheit, die ich verblendeter Narr nicht haben sehen können, sehen wollen! Hier war es mir Bedürfnis, zu malen, tiefinnerliches Bedürfnis, und meine Kunst befriedigte mich! Aber was ich in den letzten zehn Jahren geschaffen, das malte ich, um Geld zu verdienen — malte ich mit Widerwillen und unter seelischen Qualen, die ich nicht zu beschreiben vermag! — Aber es wird anders werden, ich will zurückkehren, und ich fühle es, daß es noch eine Umkehr für mich gibt! In den Stunden, die ich in der Heimat bin, sind mir neue Kräfte gewachsen, habe ich neuen Mut geschöpft! Hier ist der Quell, aus dem ich mir Kraft und Verzeihung trinken kann, und kein Mensch soll mich noch einmal von hier vertreiben.“

„Und werden Sie die Vergnügungen nicht vermissen, die Sie bisher genossen, das glänzende Leben und die Geselligkeit?“

„Nein, Fräulein Elfriede, ich werde es nicht vermissen! Was mich trieb von Ort zu Ort, was mich herumjagte wie einen Ruhe- und Friedlosen, war die Sehnsucht nach dem Glück — nach einem reinen, vollen Glück! Draußen in der Welt, in der Hast der Großstadt hoffte ich's zu finden, und wußte es nicht, daß es hier in der Heimat verborgen lag! Aber nun weiß ich's, und den möchte ich sehen, der mir's noch einmal entrisse. Ich hab's gefunden, habe mich selbst wieder gefunden! Nicht nur das Bild der Heimat hat mich während eines Jahrzehntes begleitet, Elfriede, auch ein anderes Bild habe ich im Herzen getragen. Gott verzeihe mir, wenn es ein Unrecht war — aber ich habe nicht wissenschaftlich gefehlt, und ich habe allein darunter gelitten. Elfriede, liebe Elfriede, soll ich es Ihnen sagen, was für ein Bild in meiner Seele gelebt hat?“

Sie antwortete nicht, und sie hielt den Kopf so, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Wie ein Schauer überkam es ihren schlanken Leib; aber sie wehrte sich nicht, als er ihr nun ganz facht seinen Arm um die Schultern legte.

„Elfriede — weißt du's wirklich nicht, wie ich dich so lieb habe? Kannst du's mir nicht geben — das Glück?“

Da hob sie den Kopf. Und als er ihr in die Augen blickte, in denen sich die Seligkeit ihres Herzens spiegelte, — da wußte er, daß er das Langgesuchte gefunden.